Vierter Sonntag nach Ostern

Johannes 16, 5 — 14.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Ich gehe nun zu dem hin, welcher mich gesandt hat, und Niemand von euch fragt mich: Wo gehst du hin? sondern weil ich euch dieses gesagt habe, hat Traurigkeit euer Herz erfüllt. Aber ich sage euch die Wahrheit: Es ist euch gut, daß ich hingehe: denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen: gehe ich aber hin, so werde ich ihn zu euch senden. Und wenn dieser kommt, wird er die Welt überzeugen von der Sünde und von der Grechtigkeit, und von dem Gerichte: von der Sünde nämlich, weil sie nicht an mich geglaubt haben; von der Gerechtigkeit aber, weil ich zum Vater gehe, und ihr mich nicht mehr sehen werdet; und von dem Gerichte, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist. Noch Vieles zu sagen, aber ihr könntet es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren; denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern, was er hört, wird er reden, und was zukünftig ist, euch verkünden. Derselbe wird mich verherrlichen: denn er wird von d. Meinen nehmen, und es euch verkünden.

Wie das Evangelium des letzten Sonntags, so ist auch das heutige der Abschiedsrede Jesu beim letzten Abendmahle entnommen. Wie dort, so spricht er auch hier von seinem Heimgange zum Vater, der ihn gesandt hatte. Aber welch ein Weg stand ihm bevor! Der Vater hatte ihn zur Erlösung der Menschheit gesandt, und diese mußte nach dem Ratschlusse seiner ewigen Gerechtigkeit durch die schmählichste Erniedrigung, die grausamsten Leiden und den blutigen Kreuzestod seines menschgewordenen Sohnes vollbracht werden. Erst nach Vollendung dieser Erlösungstat stand ihm der Weg zu seiner Verherrlichung beim Vater offen: erst Kalvarienberg, dann Himmelfahrt.

Zu den Aposteln hatte der Herr schon öfters von beiden gesprochen, aber sie hatten niemals den Sinn seiner Worte deutlich verstanden. Soviel jedoch hatten sie daraus entnommen, daß er sie in kurzem verlassen werde und daß ihm Schreckliches bevorstand. Und da sie sich ohne ihn ganz hilflos fühlten und zugleich mit großer Liebe an ihm hingen, so war ihr Herz mit Traurigkeit erfüllt. Aus Furcht, ihre Ahnungen bestätigt zu finden und die unerträgliche Wahrheit zu hören, wagten sie nicht, den Meister über das Bevorstehende zu fragen: „Niemand von euch fragt mich: Wo gehst du hin?"

Es war nicht Gottes Absicht, den Aposteln u. der auf sie zu erbauenden Kirche ganz und gar die Gegenwart Christi zu entziehen. Sprach doch Christus selbst zu ihnen: „Siehe,, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt" (Matth. 28, 20). Und gerade beim letzten Abendmahle hat er das heiligste Sakrament eingesetzt, in dem er unter den Gestalten des Brotes und Weines wahrhaft, wirklich und wesentlich, seiner Gottheit und seiner Menschheit nach, für alle Zeiten in seiner Kirche gegenwärtig sein wollte. Was ihnen aber entzogen werden sollte, war seine sichtbare Gegenwart in der menschlichen Natur. Denn erstens sollte Jesus nach Vollbringung des Erlösungswerkes mit seiner menschlichen Natur in seinen Lohn und seine Herrlichkeit eingehen; zweitens hingen die Apostel mit einer zu sinnlichen Liebe an dem, was in Jesus sichtbar war, und, statt förderlich zu sein, wäre dieses für ihr Werk im Gottesreiche hinderlich gewesen. Sie und die Kirche Christi sollten einzig und allein auf den Glauben gestellt werden. So sollte auch der Heilige Geist in seiner Fülle erst nach der Himmelfahrt Christi auf seine Jünger und seine Kirche herabkommen, er sollte ihnen Tröster sein für den erlittenen Verlust, als Geist der Wahrheit sollte er sie alle Wahrheit lehren und in der Wahrheit befestigen, damit sie hinwiederum ohne Gefahr des Irrtums alle Wahrheit verkünden konnten.

Wenn nun der Heilige Geist kommt, so verspricht Christus, wird er die Welt überzeugen von der Sünde und von der Gerechtigkeit und von dem Gerichte. Gekommen ist er in feierlichster Weise am Pfingstfeste, und seitdem ist und bleibt er in der Kirche, um seines Amtes zu walten. An diesem Feste und fortwährend seither hat er die Welt der großen Sünde des Unglaubens überführt, hat sie überzeugt von der göttlichen Gerechtigkeit Jesu Christi und hat ein für allemal den Fürsten dieser Welt gerichtet.

„Von der Sünde nämlich, weil sie nicht an mich geglaubt haben." Ist denn das eine so große Sünde, ja die größte Sünde, nicht an Christum zu glauben? An Christum glauben, heißt nicht bloß für wahr halten daß er einmal auf Erden gewandelt ist, oder daß er Gottes Sohn und selbst wahrer Gott ist, es schließt das unerschütterliche Festhalten an aller Wahrheit ein, die Gott geoffenbart hat und durch seine hl. Kirche zu glauben vorstellt.

Das stimmt in der Tat nicht mit der Ansicht der Welt überein, dagegen hat sie sich von jeher gewehrt. In unserer eigenen Zeit hat sie sogar die „religiöse Freiheit" zu einem ihrer eigenen Glaubenssätze erhoben u. zwar nicht etwa bloß in dem Sinne, daß keine Obrigkeit den Menschen zur Annahme des Christentums zwingen darf, daß also jeder Mensch, der Gnade Gottes folgend, aus eigener Wahl die Lehre Christi annehmen muß; denn in diesem Sinne herrscht wirklich religiöse Freiheit und die Kirche selbst hat, trotz aller entgegengesetzten Verleumdungen ihrer Feinde, stets daran festgehalten. Die Welt versteht unter „religiöser Freiheit" ein dem Menschen angeborenes Recht, sich selbst seine Religion zu bilden, anzunehmen oder zu verwerfen, was ihm beliebt, Christ oder Ungläubiger, Katholik oder Protestant oder irgend etwas anderes zu sein, ohne dadurch auch nur die geringste Verantwortung auf sich zu laden. Sie proklamieren vollständige Autonomie oder Unabhängigkeit sowohl des menschlichen Verstandes als auch des menschlichen Willens von jeglicher, auch der göttlichen Autorität. Daraus leitet sich von selbst jener weitverbreitete Grundsatz der Welt ab, es bleibe sich ganz gleich, was der Mensch glaube, wenn er nur gut lebe.

Dieser letzte Grundsatz läuft, wenn man ihn auf seine Wurzel hin erforscht, darauf hinaus, daß Gott in seiner Welt überhaupt keine Rechte besitze, daß der Mensch allein Herrscher in der Welt sei. Wenn es auch nicht mit ausdrücklichen Worten gesagt wird, so schließt er doch eine Leugnung der göttlichen Allwissenheit und Wahrhaftigkeit ein oder die Behauptung, daß Gott und seine Vollkommenheiten den Menschen nichts angehen. Also Gott verdient keinerlei Berücksichtigung, diese sind wir bloß dem Nächsten schuldig. Und was soll „gut leben" bedeuten, nach dem der Mensch mit höchstem Unrechte Gott ausgeschaltet hat? Es könnte nur die Vermeidung dessen bedeuten, was dem Nächsten an die Ehre, das Besitztum oder das Leben greifen könnte. Alles andere, und würde es auch an die Bosheit des Teufels streifen, wäre eine nicht zu beachtende Kleinigkeit.

Zum Glauben an Christus gehört auch d. Glaube an seine hl. Kirche, die er auf d. Apostel Petrus gegründet, die er ausgesandt hat, der ganzen Welt das Evangelium zu verkünden, welcher er seine und des Heiligen Geistes Gegenwart für alle Zeiten versprochen hat. Von dieser Kirche hat er vorausgesagt, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden: sie kann niemals ausgetilgt werden, in ihren Glauben kann sich niemals ein Irrtum einschleichen. Sie muß, also, wenn ihr Stifter wahrhaft Gott ist, von den Aposteln an bis auf unsere Zeit unerschütterlich bestanden haben, ihre Lehre muß allzeit die ganze Wahrheit und nur die Wahrheit enthalten haben und so muß es bleiben bis zum Ende der Welt.

Gegen die von Christus seiner Kirche verliehene Autorität erhoben sich schon zur Zeit der Apostel Männer, und zwar im Schoße der Kirche selbst, die Gottes Offenbarung nach eigenem Gutdünken auslegen wollten. Die Apostel stießen die Hartnäckigen aus der Kirchengemeinschaft aus. Und wie damals, so war es mehr oder minder alle die folgenden Jahrhunderte hindurch, sogar in den Zeiten der grausamen Christenverfolgungen. Es wird wenige Lehren d. christlichen Glaubens geben, welche die Häretiker im Laufe der Zeit nicht angegriffen haben, welche die Kirche nicht zu verteidigen gezwungen war. Es ist leicht einzusehen, was aus dem Christentum geworden wäre, hätte nicht Christus für dessen reine Ueberlieferung eine unfehlbare Kirche eingesetzt: es wäre zweifelhaft, ob die Menschheit noch mehr von Christus wüßte, als vielleicht, daß unter diesem Namen einmal ein sonderbarer Philosoph gelebt habe.

Auch in unserer Zeit, ja heutzutage noch mehr als je zuvor, herrscht der Geist des Widerspruches gegen die Kirche Christi. Die Welt kann es ihr nicht verzeihen, daß sie als die einzige wahre Kirche gelten will, die Welt betrachtet all ihre Ansprüche als unerträgliche Anmaßung. Außerhalb der Kirche haben sich zahllose Sekten gebildet und ihre Zahl vermehrt sich noch beständig weiter. Sie alle legen sich den Namen „christlich" bei, obwohl sie oftmals vom Christentum und von Christus nichts als den Namen geborgt haben. Wer erinnert sich dabei nicht an die Worte Jesu: „Wenn jemand zu euch sagt: Siehe, hier ist Christus oder dort! so glaubet es nicht. Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen"? — (Matth. 24, 23.)

Während die Welt vorgibt, daß es ihr gleichgültig sei, was der Mensch glaubt, wenn er nur gut lebe, ist es ihr in Wirklichkeit gar nicht gleichgültig, wenn jemand ein treuer Anhänger der katholischen Kirche ist. Praktisch gilt bei ihr der Grundsatz: „Irgend etwas, nur nicht katholisch!" Die kath. Kirche und ihr Einfluß wird auf allen Gebieten bekämpft, offen, soweit es ohne besondere Gefahr geschehen kann, und im Geheimen ohne Unterlaß. Wenn die Verhältnisse es erlauben, schrecken die Feinde der Kirche auch heute vor der ungerechtesten Verfolgung nicht zurück. Die moderne Geschichte mancher Staaten liefert hiefür Beweise genug, Mexico gibt gerade in diesen Tagen das jüngste Beispiel davon.

Das alles darf uns nicht wundern und noch viel weniger irre machen. Hat doch der Heiland es klar vorausgesagt, daß seine Jünger gehaßt und verfolgt würden, wie es sein eigenes Los war. Und die Welt, deren Fürst der böse Feind ist, kann wohl nicht anders als dem Beispiele desselben zu folgen: als unversöhnlicher Feind Gottes aber muß dieser die göttliche Wahrheit und das Werk Christi hassen. Uns aber soll all dies besonderen Anlaß geben, Gott für unsern Beruf zum wahren Glauben zu danken und unsern Glauben umso höher zu schätzen. Wir sollen uns ernstlich bemühen, immer tiefer und tiefer in das Verständnis der Wahrheiten des Glaubens einzudringen. Jede von Gott geoffenbarte Wahrheit muß uns so kostbar sein, daß wir, den hl. Märtyrern gleich, willig und bereit sind, eher Gut und Leben zu opfern als sie zu verleugnen. Vor allem aber muß unser Glaube ein lebendiger sein, wir müssen im Werke vollbringen, was wir mit dem Munde bekennen. Denn von solchen, die den Glauben bekennen, aber ihn nicht zur Richtschnur ihres Lebens machen, gilt das Wort des hl. Paulus: „Sie geben vor, Gott zu kennen, mit den Werken aber verleugnen sie ihn" (Tit. 1, 16).

In seinem ersten Briefe schreibt der hl. Petrus: „Führet einen guten Wandel unter den Heiden, damit die, welche Arges von euch als von Uebeltätern reden, eure guten Werke sehen und Gott preisen am Tage der Heimsuchung . . . Denn so ist es der Wille Gottes, daß ihr durch Rechttun die Unwissenheit törichter Menschen zum Schweigen bringt" (2. 12—15). Als der Apostel diese Worte niederschrieb, dachte er gewiß an den Ausspruch, den er einst von den Lippen seines göttlichen Meisters gehört hatte: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse **mit Unwahrheit** wider euch reden um meinetwillen. Freuet euch und frohlocket: denn euer Lohn ist groß im Himmel!"

Die Verleumdung war stets die fürchterlichste Waffe der Feinde Christi gegen seine hl. Kirche, fürchterlicher sogar als die der Verfolgung durch Feuer und Schwert. Dagegen dürfen und sollen wir die Kirche verteidigen durch Wort und Schrift, wie die Apologeten und Kirchenväter getan haben, damit die Unwissenden nicht unser Schweigen als einen Beweis des Schuldbewußtseins auslegen. Aber die beste Widerlegung der Verleumdung besteht in einem tadellosen und musterhaften Leben nach den Grundsätzen der christlichen Lehre.

Wahre Gottesstreiter.

Die hl. Julitta und ihr Söhnchen Quirinus.

Vor dem heidnischen Statthalter stand eine junge christliche Witwe mit ihrem dreijährigen Kind auf dem Arm. Es war die reiche und vornehme Julitta aus Ikonium, der Hauptstadt von Lykaonien. Als die grausamen Verfolgungsedikte des römischen Kaisers Diokletian erschienen, war sie geflohen — nach dem im Evangelium für die Verfolgungszeit gegebenen Rat und nach dem Beispiel Jesu, der den Juden öfter auswich, da sie ihm nach dem Leben strebten. Sie hatte sich nach Seleucia gewendet. Dort aber hatte sie bald erfahren müssen, daß sie erst recht in die Höhle des Löwen geraten war: der dortige Statthalter Alexander war noch grausamer als der Statthalter von Ikonium. Darum hatte sich Julitta mit ihrem Söhnchen von neuem aufgemacht und war nach Tarsus in Cilicien gereist. Aber wenn auch „das Herz des Menschen sich einen Weg wählt, des Menschen Schritte lenkt der Herr allein" (Spr. 16, 9). Denn kaum war Julitta in Tarsus, so wollte es das Geschick, daß Alexander dorthin kam. Die vornehme Frau war als Christin bald erkannt und wurde verhaftet. Und nun stand sie vor dem Richterstuhl des Statthalters Alexander.

Der Richter fragte Julitta nach Namen, Stand und Heimat. Sie aber gab auf alle Fragen nur die Antwort: „Ich bin eine Christin." Und so viele Fragen er auch stellte und so sehr er sich auch Mühe gab, immer nur hatte Julitta dieses Wort: „Ich bin nichts als eine Christin." Sie hatte nicht einmal ein Auge für Alexander, sondern schaute nur abwesend mit sehnsüchtigem Blick zum Himmel hinauf und mit wehmütigem Blick auf das Kind auf ihrem Arm. Da wurde der Richter zornig, ließ der Mutter das Kind aus den Armen reißen und befahl, Julitta auf die Folter zu spannen und sie mit Ochsensehnen zu geißeln. Das holde Kind der Märtyrin hatte Alexander auf den Schoß genommen. Zuerst blickte der kleine Quirinus nur immerfort ängstlich auf Julitta, wie Julitta sorgenvoll auf den kleinen Quirinus blickte. Als das Kind nun aber sah, was man seiner Mutter antat, fing es erbärmlich zu schreien an und streckte die Aermchen nach ihr aus. Und als der Statthalter, um es zu beruhigen, ihm schmeichelte und es kosen wollte, raufte ihm Quirinus das Haar und schlug ihm mit seinen Fäustchen ins Gesicht. Und wenn der Knabe die gequälte Mutter im Uebermaße ihrer Schmerzen das Wort stöhnen hörte: „Ich bin eine Christin", rief auch das Kind ein über das andere Mal: „Ich bin ein Christ, ich bin ein Christ." Es war zum Herzerweichen, wie der kleine Quirinus trotz aller Beschwichtigungsversuche des Statthalters nur immer fort mit aller Kraft nach der Mutter strebte und immer wieder die Töne nachlallte, die er aus ihrem Munde hörte, wie ein junges Schwälbchen die Töne nachzwitschert, die es von der Mutter hört.

Nur Alexander wurde nicht gerührt davon; vielmehr versetzte ihn das ungestüme Verlangen des Kindes nach der Mutter in eine rasende Wut. Er schnellte auf einmal wie von Sinnen von seinem Sessel auf und faßte das Kind fester, so daß es einen Augenblick verstummte. Im nächsten Augenblick ein Schrei, der allen, am meisten Julitta, durch Mark und Bein ging, und der kleine Quirinus lag mit zerschmettertem Köpfchen regungslos und lautlos auf den Marmorfliesen des Richterstuhls, und von Stufe zu Stufe rieselte ein rotes Bächlein unschuldigen Kinderblutes, auf dem ein paar goldene Locken schwammen.

Alle standen starr vor Entsetzen und Scham. Keiner wagte zu atmen: man hörte nur den keuchenden Atem des Wüterichs, der diese Untat vollbracht hatte. Julittas Lippen waren bleich wie die einer Toten. Sie wandte von dem Bilde des Grauens weg die Augen hinauf zum Himmel mit einem Blick, in dem sich unbeschreiblicher Schmerz und doch tiefste Ergebenheit spiegelten. Dann sprach sie mit lauter Stimme, und das waren die ersten Worte, die die Todesstille unterbrachen: „O Herr, ich sage dir Dank, daß es dir gefallen hat, meinem Kinde zuerst die Krone der Unsterblichkeit zu geben. Nun will ich freudig folgen."

Selbst Alexander mochte einen Augenblick Reue empfinden über seine viehische Grausamkeit gegen das unschuldige Knäblein, das entseelt u. entstellt zu seinen Füßen lag. Aber seine Reue verwandelte sich in noch größere Wut gegen Julitta. Er befahl sie nochmals zu foltern, mit eisernen Krallen ihr die Seiten zu zerreißen und ihr siedendes Pech auf die Füße zu gießen. Einer der Gerichtsdiener trat zu ihr und sprach: „Julitta, opfere d. Göttern, sonst wirst du enden wie dein Kind." Julitta sprach: „Ich bin eine Christin und opfere nicht tauben und stummen Bildsäulen, sondern bete Jesus Christus, den Sohn Gottes, an." Da gab Alexander den Befehl, daß ihr der Kopf abgeschlagen werde.

Auf dem Richtplatz angekommen, bat die Märtyrin um einige Augenblicke Aufschub: sie wollte erst ein Gebet zu Gottes Thron schicken, das ihr den Himmel öffnen sollte. Die Bitte wurde ihr gewährt. Sie kniete nieder und sprach: „Herr Jesus Christus, ich danke dir, daß du meinen Sohn zuerst in dein Reich versetzt hast. Würdige nun auch mich, deine demütige Magd, dahin zu gelangen. Gestatte mir wie den weisen Jungfrauen den Eintritt in die himmlischen Gemächer, daß meine Seele Gott, deinen Vater, den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, mit dem Heiligen Geiste von Ewigkeit zu Ewigkeit preise. Amen." Noch hat sie die Märtyrin das Amen nicht vollendet, da war ihr Gebet schon erhört, das Beil des Henkers hatte ihr Haupt vom Leibe getrennt, und ihre Seele war hinaufgeflogen zu ihrem Kinde in die himmlischen Gemächer, wo sie ewige Freuden schöpft aus den Quellen des Erlösers und wo kein Tyrannenzorn die Freudenquellen mehr trüben kann.

Was ist härter für einen Vater oder eine Mutter, eines ihrer Kinder sterben zu sehen oder beim eigenen Tode ein Kind halt und hilflos in der Welt zurücklassen zu müssen? Wer mag das entscheiden? Trotzdem ist es gewiß, ein Kind im Himmel zu wissen. Du, Mutter und Vater, wisse es, das Kind, dessen Tod dich so sehr schmerzt, kommt dir an d. Schwelle der Ewigkeit entgegen und setzt dir die unvergängliche Krone aufs Haupt, die du jetzt in Trauer und Leiden verdienen mußt — wie Jesus seine Mutter krönte am Tage ihrer Himmelfahrt: das Kind, dem du nicht Führer sein konntest durch das dunkle Erdental, wird dir Führer sein in den lichten Himmelssaal.

Die Rosenkönigin.

(Fortsetzung von Seite 2)

„So lebt dein Vater noch?"

„Nein, er ist tot. Aber seine Rache lebt — in mir."

„Ja, du bist ihm aus dem Gesicht geschnitten, Rose Mary. Er war ein schöner Mann, doch ein leichtes Tuch. Aber, mein Gott — von einem rosigen Leutnant kann man nicht verlangen, daß er mit Tugenden geschmückt ist wie ein Säulenheiliger. Ist's ihm drüben in Amerika gut gegangen?"

„Sein Leben war reich an Arbeit und Mühe, aber auch reich an Erfolgen. Bei seinem Tode hinterließ er mir zwei Millionen Dollar in bar und zwei Millionen in Oel-Aktien."

Ein achtfacher Aufschrei ging durch den Saal. „Vier Millionen Dollar!"

„Sind über eine Milliarde Mark", schrie Ottmar und stieß den Siegfried Pfiff aus. „Mich trifft der Schlag! . . . Soviel Geld! . . . Dabei ist diese millionengesegnete Dollarprinzessin meine Cousine — und wir Eiel bieten ihr nicht mal einen Stuhl an." Er trug ihr seinen eigenen zu, riß den Zwicker von der Nase, machte eine konventionelle Verbeugung und sagte feierlich: „Gestatten allergnädigste Cousine, daß ich mich vorstelle: Ottmar v. Weinberg, Stud. jur. et rer. Zweiter Chargierter des Korps Danubia! . . Bitte, Platz zu nehmen — es ist uns eine große Ehre."

Rose Mary maß ihn mit einem so hochmütigen Blicke, daß er einen Schritt zurückwich und seinem Vater zuflüsterte: „Kalt wie ein Gletscher, aber bildhübsch und totschick! Dazu zwölfhundert Millionen — wie alt mag sie wohl sein?"

„Neunzehn Jahre, my boy," erwiderte Rose Mary, wobei ein Zug von Schalkheit und Schelmerei über ihr schönes Gesicht huschte. Aber gleich darauf hatte es wieder seinen kalten, hochmütigen Ausdruck, und auf Ottmars Schnisse deutend, fragte sie: „Hat sich der boy gehört — oder mit der Katze gerauft?"

Ottmar warf sich in die Brust. „Nein, schöne Cousine," erwiderte er und ließ seine akademische Würde erstrahlen, „ich war auf Mensur. Habe mit der Burschenschaft „Ilaria" die Klinge gekreuzt."

„Oooo!" machte Rose Mary. „Ist es hierzulande Sitte, daß man sich abhackt wie der Schlächter die Kälber? . . . Seltsames Land! Ich dächte, die Deutschen hätten Besseres zu tun, als sich das Blut abzuzapfen und zu massakrieren."

Sie hatte plötzlich alles Interesse für den Couleur-Jüngling verloren und wandte sich an den General: „Damit Sie sehen, daß ich ein Recht habe in diesem Hause, lege ich Ihnen meine Papiere vor. Prüfen Sie dieselben — hier!" Sie zog verschiedene Dokumente aus einem silbernen, mit Brillanten besetzten Handtäschchen, das den Neid der Generalstöchter erregte, und legte sie auf den Tisch. „Das sind Papas Adelsmatrikel, hier ist mein Geburtsschein, auch Pa's Testament können Sie lesen, Herr General. Es enthält allerdings wenig Schmeichelhaftes für Sie, aber der Schlußsatz dürfte Sie interessieren, er heißt nämlich: „Genieße das Leben, verachte die Menschen und räche mich an meinen Feinden!" Und bei Gott — das will ich tun! Das habe ich mit meinem Eid an Pa's Sterbebett geschworen."

Es lag ein banges Schweigen über der Versammlung, man hörte nur das Knistern der Papiere und das laute Atmen des Generals, der wie ein wütender Stier schnaubte und Rose-Mary mit haßerfüllten Blicken maß. Denn diese Papiere waren ebenso echt wie der Haß, den diese junge Millionärin über den Ozean getrieben hatte, um an ihm und der ganzen Verwandtschaft Rache zu nehmen. Sie besaß überdies die furchtbarsten Waffen, gegen die er und seine Sippe nicht aufkommen konnten: ihren unermeßlichen Reichtum, die Macht des Goldes, die unbezwingbare! Damit **mußte** sie Siegerin werden.

Die Angst kroch allen über den Rücken, denn jeder hatte etwas auf dem Kerbholz, und jeder fürchtete, es könnte ihm bei diesem Kampfe an Hals und Kragen gehen.

Rose Mary steckte die Dokumente wieder zu sich, sah sich im Kreise um und fragte: „Nun, wie ist's? Bin ich bei den teuren Verwandten genügend legitimiert als Baronesse von Weinberg?"

„Darüber besteht kein Zweifel," antwortete der Ministerialdirektor an Stelle des Generals. „Aber die Drohung mit Ihrer sogenannten Rache sollten Sie sich doch erst überlegen. Sie stoßen auf eine festgeschlossene Phalanx —"

„— von seltener Einmütigkeit," spottete Rose Mary. „Ich war ja eben Zeuge dieser schönen Familieneintracht. Das kann mich übrigens nicht abschrecken — ich bin eine impulsive Natur und werde den Kampf durchführen, bis zum sieghaften Ende. Nur eines könnte mich milder stimmen: die Achtung vor dem grauen Haupte dieser Tante, der Baronin Gloum. Daher mache ich den Vorschlag: ich kaufe diese alte Burg samt der goldenen Rose für zweihundert Millionen unter der Bedingung, daß diese ganze Sippe, die Baronin Gloum ausgenommen, noch in dieser Stunde das Schloß verläßt, um es nie wieder zu betreten. Mit dem Schlosse erwerbe ich zugleich den Fürstenwald und zahle dafür weitere zwei Millionen. Entschließt euch rasch, teure Verwandten, ich gebe euch fünf Minuten Bedenkzeit."

Sie trat mit hochmütigem Kopfnicken ans Fenster und blickte zu den Bergen empor, die ihre nebelumwallten Häupter wie graue Riesen zum Himmel reckten. Als die Frist verstrichen war, trat sie wieder an die Tafel, zeigte ihre brillantenbesetzte Armbanduhr und sagte kalt: „Die Zeit ist um — habe haben die hochwohlgeborenen Herrschaften beschlossen?"

„Ihr Angebot in dieser Form ist unannehmbar," erklärte Hugo von Weinberg. „Dabei würde fast die ganze Summe in eine Hand kommen, wir andern gingen leer aus."

(Fortsetzung folgt)